

Peter J. Brenner
Gotthold Ephraim Lessing

Reclam

Brenner · Gotthold Ephraim Lessing

Peter J. Brenner
Gotthold Ephraim Lessing

Reclam

Mit 10 Abbildungen

Alle Rechte vorbehalten

© 2000 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Made in Germany 2015

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-017622-1

ISBN der Buchausgabe 978-3-15-950492-6

www.reclam.de

Inhalt

Vorbemerkung	7
1 Lessings Leben	9
2 Epigramme und Gedichte	37
3 Die Fabeln	65
4 Die Lustspiele	84
5 <i>Minna von Barnhelm</i>	109
6 Literaturkritik	134
7 Ästhetik und Dramentheorie	180
8 Die Tragödien	207
9 Religionspolemik	239
10 <i>Nathan der Weise</i>	278
11 Geschichtsphilosophische Schriften	306
Bibliographie	335
Titelregister	375
Namenregister	379
<i>Zum Autor</i>	389

Vorbemerkung

In der noch ungeschriebenen Literaturgeschichte der Missverständnisse müsste Lessing einen prominenten Platz einnehmen. Denn die Lessing-Forschung der letzten Jahrzehnte hat ihre Gewichte sehr ungleich verteilt und damit populären Fehlurteilen den Boden bereitet. Sie hat sich auf die Dramen und die Dramentheorie konzentriert, während weite Teile von Lessings Werk Sache von wenigen Spezialisten geblieben sind. Gerade in diesen Bereichen, besonders in der Literaturkritik und der Religionspolemik, wurde aber in etlichen Einzeluntersuchungen das allzu helle Bild Lessings korrigiert. Die zuständige Fachwissenschaft und ihre akademische Lehre sind an diesen Befunden weitgehend vorübergegangen.

Dieses Buch versucht deshalb, den ganzen Lessing auf der Grundlage des tatsächlichen Forschungsstands vorzustellen. Einer Wissenschaft, die immer nur nach Innovation drängt und der der ruhige Fortschritt des Wissens wenig bedeutet, wird das nicht genug sein; aber dennoch soll zunächst gesichertes Wissen der Lessing-Forschung vermittelt werden.

Deshalb werden gerade die Teile seines Werkes ausführlicher betrachtet, über die zwar gerne geredet, aber wenig gewusst wird: Die literaturkritischen Schriften (6. Kapitel) und die Religionspolemik (9. Kapitel) nehmen – neben einer gründlichen Betrachtung von Lessings Leben auf der Grundlage einer systematischen Sichtung der Korrespondenz (Kapitel 1) – einen wichtigen Platz in der Darstellung ein, da das populäre Urteil darüber am stärksten revisionsbedürftig ist. Dabei ist allerdings die Mahnung von Moses Mendelssohn zu berücksichtigen, die dieser an seinen Freund Lessing gerichtet hat: »Wir sollten uns der

Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge zu sehr herunter zu setzen, weil sie andre zu sehr erhoben haben« (Ba 11.2,99 f.).

An der Fertigstellung des Buches haben meine Kölner Hilfskräfte mitgewirkt: in der Anfangsphase Alice Voßen und Thomas Suppes; später Anna Grubba – die auch das Namenregister angefertigt hat – und Joana Konova. Die »Lauterbacher Mühle« am Ostersee hat im Winter 1998 drei Wochen lang ein Ambiente geboten, das konzeptionelle Entscheidungen erleichterte; der Abschluss des Manuskripts wurde erheblich gefördert durch das Forschungssemester, das mir der Rektor der Universität zu Köln gewährte.

Lessings Leben

Lessing war ein schwieriger Mensch. In seinem Leben ist ihm, entgegen dem Anschein, nichts geglückt, und erst die Nachwelt hat ihn zum Klassiker gemacht, der er Zeit seines Lebens nicht geworden ist.

Gotthold Ephraim Lessing entstammt einem protestantischen Pfarrhaus in Kamenz, wo er am 22. Januar 1729 geboren wurde – knapp dreißig Jahre nach Gottsched und zwanzig Jahre vor Goethe. Der kleine Ort Kamenz in der Oberlausitz liegt auf sächsischem Gebiet, abgelegen zwar, aber doch im Einflussbereich der Residenzstadt Dresden und der Universitätsstädte Halle und Leipzig. Mit seiner Herkunft aus einer Pfarrerrfamilie steht Lessing in einer Tradition, die ihn zur Gelehrsamkeit prädestinierte, zumal der Vater und der Großvater sich bereits einen bescheidenen Namen durch theologische und philosophische Publikationen erworben hatten. Sein Leben wird bestimmt sein durch Bücher; so ist es schon in der Kindheit, wenn man der berühmten Anekdote Glauben schenken will: »Mit einem großen, großen Haufen Bücher, müssen sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein« (K. Lessing, B 3: 1793, 29). Das Bild wurde dann auch so gemalt.

Lessing hat das Glück, in seinem Talent früh erkannt zu werden und nach seiner Schulzeit an der Kamenzer Lateinschule 1741, im Alter von zwölf Jahren, an die renommierte Fürstenschule St. Afra in der Nähe Meißens übersiedeln zu dürfen. Neben Schulpforta und St. Augustin ist St. Afra eine der drei sächsischen Gründungen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, die zu den berühmtesten Ausbildungsstätten der deutschen Schulgeschichte gehören (van Dülmen, B 5: 1994,

3,180–188). Die Ausbildung an dieser Eliteschule ist gründlich und solide – Lessing wird sein Leben lang davon profitieren. Im Kern ist sie humanistisch angelegt. Latein und Griechisch stehen im Zentrum des Lehrplans; Deutsch kommt nur am Rande vor. Wichtig für Lessing ist der Mathematik- und Astronomieunterricht, der als eine Art Reformprojekt von Johann Albert Klimm versuchsweise eingeführt worden war (Döring, B 3: 1998, 13–19; 23; 28 f.; Rilla, B 3: 1958, 23–25). Das Regiment ist sehr streng, das Essen schlecht und die Lebensform insgesamt sehr ärmlich – das sind die häufigsten Klagen der Schüler (Döring, B 3: 1998, 6–8). Lessing weiß über die Fürstenschule wenig Erfreuliches zu berichten; auch im späteren Leben gibt es keine nennenswerten Zeugnisse der Erinnerung an diese Schulzeit.

In St. Afra wird Lessing mit den Auswirkungen des Zweiten Schlesischen Krieges konfrontiert – ein Erlebnis, das ihn geprägt und sein Weltbild bestimmt haben dürfte. In einem Brief an den Vater vom 1. Februar 1746 schreibt er: »Sie betauern mit Recht das arme Meisen, welches jetzo mehr einer Toden Grube als der vorigen Stadt ähnlich siehet. Alles ist voller Gestank und Unflat, und wer nicht herein kommen muß, bleibt gerne so weit entfernt als er nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch 30 bis 40 Verwundete«. Es mutet wie eine Parodie an, ist aber wohl ernst gemeint, wenn der St.-Afra-Schüler fortfährt: »Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich in Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassieren würde« (Ba 11.1, 8 f.). Diese Kriegserfahrung hat Lessing später in einem Gelegenheitsgedicht *An den Oberstlieutenant Karl Leonhard von Carlowitz* thematisiert (Gö 1,189–193). Die jugendliche Erfahrung der Kriegsfolgen, von denen Meißen und die Schule monatelang betroffen waren (Schmidt, B 3: 1899, 1,31 f.), hat Spuren in Lessing hinterlassen, die ihm jeden Optimismus raubten. Lessings Leben ist,

so lässt sich überspitzt sagen, eingerahmt von solchen Erfahrungen. Dem frühen Briefzeugnis stehen die späten Briefe zur Seite, in denen er über den Tod von Sohn und Frau klagen muss. Ausdrücklich wird er nicht wieder darauf zurückkommen, aber der frühe Pessimismus wird sich nicht verlieren und in seinen späteren Dramen wieder erkennbar werden: Für Lessing ist die Welt nicht gut.

Nach der Schulzeit bricht Lessing 1746 nach Leipzig auf, um dort, dem Willen des Vaters entsprechend, Theologie zu studieren, später versucht er sich kurz in Medizin und philologischen Fächern. Aber diese Studien sind wenig ertragreich, und er kehrt ihnen bald wieder den Rücken. Umso prägender war seine Begegnung mit der Theaterwelt. Leipzig war hierfür der geeignete Ort, denn unter dem maßgeblichen Einfluss Gottscheds begann sich eine Theaterkultur zu entwickeln, welche die Verächtlichmachung nicht verdient, die sich in der Literaturgeschichtsschreibung, wesentlich durch Lessing inspiriert, durchgesetzt hat (Münz, B 5: 1990, 176 f.). Ausgerechnet im Zentrum der deutschen Büchergelehrsamkeit wendet er sich von den Büchern ab, die im Elternhaus wie in St. Afra der Inhalt seines Lebens gewesen waren. Im Brief an die Mutter, in dem er den Entschluss mitteilt, Leipzig zu verlassen, beschreibt er den Wandel: »Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einen Menschen machen« (Ba 11.1,15). Er unternimmt seine ersten Versuche, sich im Literatur- und Theaterbetrieb zu etablieren.

Lessing hat die Begegnung mit der Theaterwelt ebenso wie das Studentenleben überhaupt als Befreiung erfahren. Sie kommt seinem ungebärdigen Temperament entgegen, das er bereits in St. Afra nur schwer zügeln konnte. Ein Befehl des Oberkonsistoriums an den Rektor von 1741 enthält die Order, der »Leichtsinnigkeit« des Schülers Lessing zu steuern (Peter, B 3: 1881/82, 288). Nach den Erfahrungen dieser ersten Leipziger Jahre wird er nicht wieder in ein geordnetes bürgerliches Leben zurückfinden. Kurz vor sei-

nem Tod schildert er sein Leben, nicht ohne Bitterkeit, der einzigen Vertrauten der letzten Jahre, Elise Reimarus: »so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe; als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer, als ehemals, indem mich die Lust zum Studieren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz alles über mich vermochten, getan hat« (Ba 12,326).

Der entfernte Kamenzer Verwandte und Altersgenosse Christlob Mylius, der bei der älteren Kamenzer Generation einen schlechten Ruf hatte, ist ihm dabei behilflich, in Leipzig Fuß zu fassen. In Mylius' Zeitschrift »Der Naturforscher« publiziert Lessing seine ersten Gedichte; das Lustspiel *Der junge Gelehrte* erscheint und erringt einen Achtungserfolg in Leipzig. Es ist aber bezeichnend, dass Lessing dem beginnenden lokalen Ruhm gleich wieder den Rücken kehrt. Nicht zuletzt auf der Flucht vor Schulden geht er 1748 erstmals nach Wittenberg. Im gleichen Jahr siedelt er nach Berlin über. Der Umzug entspringt kühler Kalkulation: Lessing sucht in der aufstrebenden Preußenstadt die literarische Karriere, die ihm in Leipzig, mit seinen vielen etablierten Geistesgrößen, schwerer gefallen wäre. Dies ist eine Schlüsselzeit in seiner Biographie: Seine Mitarbeit als Rezensent an der »Berlinischen privilegierten Zeitung« ab 1749 macht ihn bekannt, später übernimmt er von Mylius eine Redakteursstelle an dieser Zeitung. Bereits 1753 beginnt eine erste, sechsteilige Sammlung von *Schriften* zu erscheinen. Aus dieser Zeit stammt seine Charakteristik des verstorbenen Freundes Mylius, die sich ohne weiteres als Selbstcharakteristik lesen lässt:

Man denke sich einen Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft. Unfähig, seinem Geiste eine feste Richtung zu geben, wird er, jene zu sättigen, durch alle Felder der Gelehrsamkeit herumschweifen, alles anstaunen, alles

erkennen wollen, und alles überdrüssig werden. Ist er nicht ganz ohne Genie, so wird er viel bemerken; aber wenig ergründen; auf mancherlei Spuren geraten, aber keine verfolgen; mehr seltsame als nützliche Entdeckungen machen; Aussichten zeigen, aber in Gegenden, die oft des Anblickes kaum wert sind. (Gö 5,705)

Lessing bleibt ein Außenseiter. Das wird daran am deutlichsten, dass er keinen Zugang zum Hofe Friedrichs II. und dem in dieser Zeit dort lebenden Voltaire findet. Lessings Bruder Karl hatte in seiner Biographie behauptet: »Voltaire lud ihn alle Tage zu sich zu Tische« (K. Lessing, B 3: 1793, 117), was Nicolai in seinem Exemplar der Biographie mit der Randbemerkung lapidar kommentierte: »Ist gewiß nicht wahr« (Werner, B 3: 1883/84, 536). Tatsächlich endet Lessings halbherziger Versuch, Kontakte zu knüpfen, in einem Fiasko. Ende 1751 hatte Voltaire in Sanssouci das Manuskript seines *Siècle de Louis XIV* fertiggestellt. Über Voltaires Privatsekretär Richier hatte Lessing den Aushängbogen des Werkes gegen Voltaires Verbot aus- und sogar weitergeliehen, es schließlich mit nach Wittenberg genommen und gegenüber Bekannten den Plan einer Übersetzung angedeutet. Voltaire reagiert empfindlich auf dieses Vorgehen und fordert die sofortige Rückgabe des Manuskripts (Schmidt, B 3: 1899, 1,217–220). Diese Episode hatte Auswirkungen. Obwohl Voltaire selbst im März 1753 Potsdam unter schmachvollen Umständen verlassen musste, hat Friedrich II. Lessing für immer die Gunst entzogen, wie sich anlässlich einer anstehenden Bibliothekarsberufung später zeigen sollte. Mylius schreibt Lessing darüber nach Wittenberg: »Ihre Sache mit Voltairen hat hier viel Aufsehens gemacht. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Dasein waren« (Ba 11.1,38).

Voltaire, der sich in dieser Angelegenheit übrigens recht vornehm verhielt, hat Lessing auch später kaum zur Kenntnis genommen. Er soll einem Deutschen, der ihn auf Les-

sings Voltaire-Kritik in der *Hamburgischen Dramaturgie* aufmerksam machte, geschrieben haben: »Ich bin zu alt, noch Deutsch zu lernen, um meine Gegner zu verstehen. Sie melden mir, daß Herrn Lessings Blätter gut geschrieben sind. In der That, wenn er so gut Deutsch schreibt, wie Sie Französisch, so müssen sie ganz vortrefflich seyn« (K. Lessing, B 3: 1793, 278). Lessing ist andererseits von Voltaire nicht losgekommen. Er hat die Demütigung in dieser Angelegenheit wohl nie verwunden und Voltaire bekämpft, wo immer sich eine Gelegenheit bot. Diese Gegnerschaft hat eine gewisse Tragik, denn in der Sache stand Lessing Voltaire sehr nahe; und die Feststellung ist wohl nicht übertrieben, dass unter allen ausländischen Einflüssen auf Lessing der Voltaires der wichtigste war (Robertson, B 11: 1939, 204 f.).

Die Berliner Jahre sind auch in einem äußerlichen Sinne unruhig. Lessing geht 1751 für kurze Zeit wieder nach Wittenberg. Er studiert dort etwas Medizin, nutzt aber vor allem die Bibliothek, um seine ersten philologisch-historischen Arbeiten zu schreiben. Hier wird er auch mit einer Arbeit über Juan Huarte, einen spanischen Arzt und Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, zum Magister der freien Künste promoviert. Im gleichen Jahr erscheint seine erste selbständige Publikation – die Gedichtsammlung *Kleinigkeiten*. Ende 1752 kehrt er nach Berlin zurück. Er besucht Potsdam, Frankfurt an der Oder und Dresden, und er beginnt als Reisebegleiter des Kaufmannssohns Johann Gottfried Winkler eine klassische Bildungsreise. Sie endet 1756 in Amsterdam, weil der Siebenjährige Krieg ausbricht, aber dass das Unternehmen dieser Reise scheitern würde, war abzusehen. Lessing führt noch jahrelang einen Prozess wegen ausstehender Gelder, den er 1763 gewinnt (Ba 11.1,216; 397).

Lessing geht trotz des publizistischen Erfolges und trotz der Freundesbeziehungen seine eigenen Wege. In Berlin allerdings bildet sich ein Freundeskreis um Lessing, wie es

in späteren Lebensphasen nicht wieder der Fall sein wird. Hannah Arendt, die zu den wenigen gehört, welche sich den konventionalisierten Standardauffassungen über Lessing haben entziehen können, hat die selektive Komponente an Lessings Freundschaftsfähigkeit hervorgehoben: Sie steht dem egalitären »Mitleid«, das die Nachwelt weit stärker mit Lessings Namen verbindet, diametral entgegen (B 3: 1960, 20). Zum kleinen Freundeskreis gehören seit der Mitte der fünfziger Jahre die zukunftsweisenden Autoren Friedrich Nicolai und Moses Mendelssohn, mit denen ihn zeitlebens eine Freundes- und Arbeitsgemeinschaft verbindet. Dazu kommen Karl Wilhelm Ramler und der früh verstorbene Ewald von Kleist. Auch ist Lessing Mitglied des »Montagsclubs«, einer elitären Vereinigung, in der sich die soziale und geistige Elite Berlins, beschränkt auf 24 Mitglieder, versammelt (Holzboog, B 5: 1994, 232–241; Möller, B 5: 1974, 23–26; 160; 229).

Die Zeit in Berlin war in jeder Hinsicht eine einschneidende Epoche in Lessings Lebenslauf. Charakteristisch ist aber, wie er sich 1760 dem Sog entzieht, der von der Stadt, ihrem literarischen Leben und dem Freundeskreis ausgeht: Er reist ohne Abschied ab. Die Freunde sind ratlos und verblüfft, und auch Lessing selbst weiß seinen Entschluss nicht recht zu begründen. Jedenfalls begibt er sich nach Breslau in die Dienste des preußischen Generals Bogislaw Friedrich von Tauentzien. An Mendelssohn schreibt er: »Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben« (Ba 11.1,356). Sein Glück hat er in Breslau nicht gemacht, aber geändert haben sich seine Lebensumstände radikal. Auf der einen Seite steht die Sicherheit einer festen Anstellung als Gouvernementssekretär. Auf der anderen Seite war die Erfüllung beamtenhafter Dienstpflichten Lessings Sache nicht. Er zeigt, auch hierin seiner Zeit voraus, Neigungen zum Boheme-Leben. Der Breslauer Rektor Samuel Benjamin

Klose, der zu Lessings engstem Umgang in diesen Jahren gehört, berichtet über seinen Lebenswandel: »Fast täglich ging er nach sechs gegen sieben Uhr in das Theater, und von da mehrentheils, ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte, und den andern Tag nicht vor acht oder neun Uhr aufstand. Ich habe ihn sogar noch gegen zehn Uhr im Bette gefunden« (K. Lessing, B 3: 1793, 248).

1765 endet Lessings Dienstverhältnis in Breslau. Für zwei Jahre geht er zurück nach Berlin. 1767 wird er zum »Dramaturgen« der in Hamburg neu gegründeten »Nationalbühne« bestellt (Robertson, B 11: 1939, 13–39). Die Berufung zeugt von dem literarischen Ruhm, den sich der inzwischen 37-jährige erworben hat. Seine Aufgabe bestand in der Beratung der Unternehmensgründer, in der Lieferung eigener Stücke nach Belieben und in der kontinuierlichen Besprechung der aufgeführten Stücke in einem eigenen Periodikum. Das neue Amt tritt er mit skeptischen Hoffnungen an. Sein erster Brief aus Hamburg datiert vom 22. Dezember 1766. Die »Sache«, so schreibt er an Karl, nimmt »einen sehr guten Gang«: »Allein Du kennst mich, daß der klingende Vorteil bei mir eben nicht der vornehmste ist; und solchemnach äußern sich andere Bedenklichkeiten« (Ba 11.1,454 f.). Lessing schreibt in diesen Jahren von 1767 bis 1769 seine *Hamburgische Dramaturgie*; die *Briefe, antiquarischen Inhalts* erscheinen nebenbei, und er arbeitet am *Laokoon* weiter. Zugleich gewinnt er Freunde, die ihm bis ans Lebensende erhalten bleiben: Er lernt die Familie Reimarus kennen, aus deren Besitz er später die berühmten *Fragmente eines Ungenannten* herausgibt, und er lernt seine spätere Frau Eva König kennen. Auch verkehrt er im Hause des Pastors Goeze, der sein berühmtester Gegner werden wird. Daneben gründet Lessing eine Druckerei, die er gemeinsam mit Johann Joachim Bode betreibt, bleibt jedoch als Geschäftsmann erfolglos. Der Freimaurer und Aufklärer Bode wird die Druckerei weiterführen und später einige der Schriften Goezes drucken (Boehart, B 13: 1988, 234).

Damit ist ein Punkt berührt, der Lessing gerade in diesen beiden Hamburger Jahren maßgeblich beschäftigt: die Frage nach dem Verhältnis des Schriftstellers zum Geld. Nach der Episode als Angestellter in Breslau macht sich Lessing ernsthaft, und biographisch gesehen nicht zu früh, Gedanken über den Erwerb seines Lebensunterhalts. Die Schlussbemerkung, mit der er die *Hamburgische Dramaturgie* abbricht, ist berühmt geworden. Er klagt über den Nachdruck des Textes, der ihm großen ökonomischen Schaden zugefügt habe, und schließt mit den Worten: »Sonst wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnizische Projekt auszuführen« (Gö 4,707) – nämlich eine Vereinigung der Gelehrten zum Selbstverlag ihrer Bücher zu gründen. Lessing hat Ambitionen in dieser Richtung gehabt. Sein Nachlassfragment *Leben und leben lassen. Ein Projekt für Schriftsteller und Buchhändler* (Gö 5,781–787), das aus der Zeit nach 1772 stammen muss, begibt sich mitten in eine aktuelle und lebhafte Diskussion, die durch den Subskriptionsaufruf für Klopstocks *Gelehrtenrepublik* ausgelöst worden war (Ungern-Sternberg, B 3: 1982, 60–71). Über seine eigenen Verleger darf Lessing sich allerdings nicht beschweren. Insbesondere sein Hauptverleger Christian Friedrich Voß in Berlin hat seine Schriften sorgfältig betreut und gut bezahlt.

1773 schreibt Lessing an Karl: »Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande um Brot geschrieben hätte« (Ba 11.2,538). Ganz richtig ist das nicht; im Vorjahr hatte es noch anders geklungen: »Also, Geld für die Fische! [...] Es wäre auch närrisch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigstens nicht offen halten, und das Publicum erst mit meinen Stücken sättigen wollte« (Ba 11.2,484). Hin und wieder finden sich Äußerungen, die auf die Notwendigkeit von Honorarzahlungen zur Begleichung von Schulden verweisen (Ba 11.2,89).

Zweimal wird ihm sogar, sicher zu Unrecht, vorgeworfen, er habe sich seine Gelehrsamkeit für Geld abkaufen lassen wollen: Im Streit mit dem Pastor Lange muss er sich gegen den Vorwurf verwehren, »daß mir alle Arten, Geld zu erlangen, gleichgültig sein würden« (Gö 3,587). Zuvor war bereits ein ähnlicher Vorwurf im Zusammenhang seiner Durchsicht der ersten Bände von Christian Gottlieb Jöchers *Gelehrtenlexikon* erhoben worden. In einem Brief an Jöchers Verleger hat er wohl angekündigt, Supplemente und Korrigenda zu publizieren. Aufgrund dieses Schreibens ist das Gerücht entstanden, Lessing habe dem Verleger Geld abpressen wollen (Ba 11.2,42–46; Schmidt, B 3: 1899, 1,224 f.). Ein letztes Mal wird das Thema, eher beiläufig, im *Fragmenten*-Streit erörtert. Lessing hatte Goeze sein »einträgliches Pastorat« vorgeworfen (Gö 8,125), und der Vorwurf kommt postwendend zurück, dass Lessing die *Fragmente* nur wegen der Publikationshonorare publiziert habe (Gö 8,263). Und schließlich wirft eine anonyme Mitteilung im »Wiener Diarium« Lessing vor, er habe für seine Publikationen des *Fragmenten*-Streits 1000 Gulden von der »Judenschaft zu Amsterdam« erhalten (Gö 8,665).

Es handelt sich bei diesen, teils infamen, Vorwürfen um biographische Marginalien. In ihrer Gesamtheit aber lassen sie den Umbruch im literarischen Leben erkennen: Sie zeigen die konkreten Schwierigkeiten nicht nur des Schriftstellers Lessing, sondern ebenso seiner Umgebung, sich in einer neuen ökonomischen Situation zu orientieren und das Verhältnis von »Geld« und »Geist« neu zu definieren. Lessing selbst hat in Geldangelegenheiten jedenfalls immer eine unglückliche Hand gehabt. Das hat er selbst am besten gewusst: »kurz ich bin kein Wirt. Die Wahrheit zu sagen, ich mag es auch nicht sein« (Ba 11.1,374).

Während seines Hamburger Aufenthaltes erreicht Lessing die Berufung zum Bibliothekar in Wolfenbüttel. Damit beginnt die letzte Phase seines Lebens. Zunächst sieht er die Vorteile seiner neuen Existenz, die er dem Vater in leuch-

tenderen Farben geschildert hat, als er es selbst gesehen haben mag: »es war die höchste Zeit, daß ich durch die hiesige Versorgung, wiederum eine gewisse Einnahme erhielt. [...] Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll« (Ba 11.2,31 f.). Das ist wohl richtig. Der Herzog Karl I. von Braunschweig und der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand – der die Berufung betrieben hatte – erhofften sich von Lessings Berufung, ganz im zeitüblichen Sinne barocker Repräsentation, eine Steigerung des Ansehens des Hofes (Reifenberg, B 3: 1995, 21 f.).

Der Herzog ist viel geschmäht worden; und Lessings eigene Klagen haben der Nachwelt Material dazu geliefert. Nüchtern betrachtet sind diese Klagen nicht gerechtfertigt. Die Bibliothekarsstelle hat Lessing mit dem nötigen Lebensunterhalt versorgt, und seine Amtspflichten haben ihn nicht aufgerieben. Seine Lebenssituation stellte sich bei weitem nicht so schlecht dar, wie seine Klagen vermuten lassen. Hier sind gerechtere Würdigungen angebracht. Lessing hat das »ansehnliche Gehalt« von zunächst 600, später 800 Reichstalern Gold jährlich verdient (Schmidt, B 3: 1899, 2,66). Zudem wurden ihm ein eigenes, großzügiges Haus – das spätere »Lessing-Haus« – und Brennholz zur Verfügung gestellt (Ba 11.2,32). Lessing klagt jedoch regelmäßig darüber, dass sein Gehalt kaum ausreiche – so gegenüber dem Bruder Karl: »Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann; so habe ich schlechterdings kein andres Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu setzen, als zu schreiben« (Ba 11.2,89). Diese Klagen haben in der Lessing-Forschung viel Resonanz gefunden und einiges zum schlechten Renommee seines Dienstherrn beigetragen. Zu Unrecht. In einem Brief an den Bruder Theophilus von 1774 wird Lessing deutlicher: »Ich habe längst alles, bis auf den letzten Heller, verloren, was

ich besaß« (Ba 11.2,678). Diese Bemerkung dürfte wörtlich zu nehmen sein. Tatsächlich hat Lessing sein Geld wohl überwiegend verspielt. Der Schriftsteller und braunschweigische Hofrat Carl Friedrich Pockels hat darüber Genaueres berichtet: »oft verspielte er seinen vierteljährlichen Gehalt an ein paar Abenden wieder, und er mußte borgen, wenn er nicht darben wollte« (Daunicht, B 3: 1971, 851). Die im Januar 1774 »untertänigst« ausgesprochene Bitte an den Herzog, ihm drei Quartale seiner Besoldung im Voraus auszuzahlen, ist wohl in diesem Zusammenhang zu sehen (Ba 11.2,611). Lessings Spielleidenschaft ist schon früh belegt; am liebsten spielte er Pharaon (Ba 11.1,385; K. Lessing, B 3: 1793, 220–224). Sein Braunschweiger Freund Johann Arnold, der Lessing aus Hamburg kannte und der maßgeblich an der Wolfenbütteler Berufung beteiligt war, scheint der Einzige gewesen zu sein, der Lessing regelmäßig darauf angesprochen und ihn freundschaftlich gemahnt hat. Im Vorfeld der Wolfenbütteler Berufung finden sich eine ganze Reihe Äußerungen im Briefwechsel, in denen er mehr oder weniger direkt darauf anspielt (Ba 11.1,640; 648; 661; 678). Karl S. Guthke hat Lessings Leben unter dieser Perspektive gedeutet – der »Glücksspieler als Autor« gibt ein anderes Bild als das überlieferte des rational kalkulierenden und reflektierenden Aufklärers. In der Tat finden sich gehäufte Beschwörungen des Spiels und des Zufalls nicht nur in seinen Werken, von Riccaut bis zur Orsina (Guthke, B 3: 1977, 365). So heißt es anlässlich der Wolfenbütteler Berufung: »Das Rad ist lange gedreht worden; und siehe, endlich kömmt eine Zahl heraus, von der ich mir nie etwas versprochen hatte« (Ba 11.1,664). Zuvor hatte er sein Leben indirekt ähnlich charakterisiert: »Nie-mals an ihrem rechten Orte, immer das Spiel des Zufalls« (Ba 11.1,393).

Außer ins Spiel scheint er einiges Geld in Wein investiert zu haben. In einem Brief an den Kellermeister »Wilke« – richtig wohl Wilckens – ist von der Abzahlung einer Teil-

schuld von »70 Rtl.« die Rede – also immerhin einem runden Zehntel seines Jahresgehalts (Ba 11.2,757); bei seinem Tod war eine Schuld beim Weinhändler Michael Jacob Wilckens von 62 Reichsthalern offen. Auch seinem Diener Pfortner schuldete er beim Tod 50 Taler (Raabe, B 3: 1997, 120; 50). Anlässlich der Gehaltserhöhung von 1776 erhielt Lessing einen Vorschuss von 1000 Talern, der gerade zur Deckung seiner aktuellen Schulden hinreichte (Boehart, B 13: 1988, 357; Ba 11.2,792).

Diese Details mögen marginal anmuten angesichts der Bedeutung Lessings; aber sie gehören nicht nur zu seinem Leben, sondern mehr noch zu seiner Rezeptionsgeschichte. Denn bis in die jüngste Zeit wurde Lessing als ein Opfer der Herrschenden dargestellt, die das Genie in ihrem Lande verkannt und unterdrückt hätten.

Dieses Bild ist falsch. Es gehört zum Charakterbild Lessings, dass er selbst sich mehr im Wege gestanden hat, als dass er durch äußere Mächte an seiner Entfaltung gehindert worden wäre. Eine verspätete Feudalismuskritik ist im Blick auf die Wolfenbütteler Zeit wenig angebracht. Wenn Lessing in diesen Jahren erhebliche finanzielle Probleme hatte, ist dies nicht die Schuld des Herzogs. Seine und des Erbprinzen Geduld wurde vielmehr von Anfang an auf eine harte Probe gestellt: Lessing hat seinen Amtsantritt um mehrere Monate immer wieder neu verschoben und musste von Johann Arnold Ebert, der die Anstellung in die Wege geleitet hatte, ernstlich daran erinnert werden, »daß Sie ein Amt haben, so gut wie wir andern« (Ba 11.1,672). Lessings Bestallung war bereits Mitte Dezember 1769 erfolgt, das Gehalt wurde seit Januar 1770 gezahlt, aber Lessing traf erst am 4. Mai nach einer Vielzahl freundlicher Ermahnungen Eberts in Wolfenbüttel ein (Schmidt, B 3: 1899, 2,66). Für die Verzögerung der Abreise war offensichtlich, darauf lassen Andeutungen schließen, wiederum Lessings Spielsucht verantwortlich (Ba 11.1,649; 661). Trotz dieses unglücklichen Einstandes

haben der Herzog und der Erbprinz jahrelang gute Miene zu diesem Spiel gemacht und offensichtlich keine Verstimmung gezeigt.

Für Rilla sind dennoch die elf Jahre, die Lessing in Diensten des Herzogs verbrachte, verlorene Jahre der politischen und geistigen Unterdrückung, und Mehring versah in seiner *Lessing-Legende* das entsprechende Kapitel mit der Überschrift: »Die Leidensjahre in Wolfenbüttel« (Rilla, B 3: 1958, 294; 302; Mehring, B 3: 1963, 311). Mehring behauptet, was seitdem in moderaterer Form gerne kolportiert wird, dass der Erbprinz sich darin gefallen habe, »den freiesten Geist von Deutschland zu martern« (B 3: 1963, 312). Dagegen darf nüchtern der Befund von Rudolf Vierhaus festgehalten werden: »Noch fanden die Schriftsteller an Höfen und in der Aristokratie mehr ›Welt‹, mehr Vorurteilslosigkeit als in einer städtischen Gesellschaft, wo Standesschranken und Besitzstandsdenken sich aufdringlich bemerkbar machten« (B 5: 1968, 21).

In der Tat gibt eine Bestandsaufnahme der in diesem Jahrzehnt verfassten Werke ein anderes Bild, als Lessing es selbst zeichnete: Zwei seiner wichtigsten Dramen, *Emilia Galotti* und *Nathan der Weise*, sind dort entstanden; *Emilia Galotti*, das gesellschaftskritischste Stück Lessings, wurde am Hof des Herzogs uraufgeführt. Lessing hat, ohne Existenzsorgen und unter wohlwollender Obhut seines Herzogs, lange seinen Streit mit Goeze ausfechten können, der ihn neben dem *Nathan* bei der Nachwelt am berühmtesten gemacht hat; er hat die kaum minder berühmte *Erziehung des Menschengeschlechts* und schließlich die *Freimaurerbriefe* dort geschrieben, ganz zu geschweigen der kleineren philologisch-historischen Arbeiten. Lessing wurde zudem 1775 ermöglicht, nach Italien zu reisen. Das war ein lange gehegter Wunsch, den er sich schon 1770 in angenehmen Farben ausgemalt hatte (Ba 11.1,655). Die Reise verläuft fünf Jahre später allerdings wenig ertragreich; er muss sie halb gegen seinen Willen als Reisebegleiter des Prinzen

Leopold von Braunschweig antreten, und er hat kaum Gelegenheit, die Kunstschatze zu würdigen, woran ihm allerdings auch nicht viel lag.

In die Wolfenbütteler Zeit fallen kleinere Ehrungen, um die sich Lessing, da wird man ihm Glauben schenken dürfen, nicht besonders gekümmert hat. Er wird 1776 Mitglied der Mannheimer Akademie der Wissenschaften und führt zunächst aussichtsreiche Verhandlungen um die Leitung des dann 1779 ohne ihn gegründeten Mannheimer Hof- und Nationaltheaters, in dem ein knappes Jahr nach Lessings Tod Schillers Erstling *Die Räuber* aufgeführt wird. Über die Möglichkeit einer ehrenvollen Berufung nach Wien wird lange, aber nur indirekt verhandelt; auch sie zerschlägt sich. 1776 erhält Lessing den Hofrattitel und schreibt darüber: »Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten zu beleidigen« (Ba 11.2,793). Das alles ist keine schlechte Bilanz des Wolfenbütteler Jahrzehnts, und sie widerlegt die gängige Behauptung, dass Lessing in feudaler Knechtschaft und Unterdrückung dahinvegetiert habe.

Dass er sich in Wolfenbüttel ausgesprochen unwohl gefühlt hat, steht auf einem anderen Blatt. Wolfenbüttel hat Lessing die Sicherheit und Muße zum Arbeiten gegeben, die er nie gesucht hat. Im 6. *Anti-Goeze* hat er selbst es noch anders gesehen: »Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin, und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich dieses Herrn Bibliothekar bin und keines andern« (Gö 8,240). Das freilich ist eine für die Öffentlichkeit bestimmte Äußerung; der eigenen Auffassung näher kommt wohl die Klage gegenüber dem Bruder von 1774: »Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen tue ich das schon vier Jahre« (Ba 11.2,641; auch 673).

Über Lessings Amtsführung als Bibliothekar ist bald nach seinem Tod viel diskutiert worden. Es wurde deutliche Kritik an dem Zustand der Bibliothek laut (Reifenberg, B 3: 1995, 5–15). Karl August Böttiger, der renommierte Göttinger Altphilologe und Bibliothekar Christian Gottlob Heyne und Lessings Nachfolger Ernst Theodor Langer haben sich in diesem Sinne, freilich nicht immer ohne Eigeninteresse, geäußert (Daunicht, B 3: 1971, 628–632). Dass Lessing, sicher mit Billigung des Herzogs, die klassischen Pflichten eines Bibliothekars eher saumselig erfüllt hat und allenfalls – wie Erich Schmidt hübsch formulierte –, »als Bibliothekar höheren Ranges« gelten darf (B 3: 1899, 2,74), ist einerseits unbestritten. In neuerer Zeit finden sich allerdings differenziertere Würdigungen von Lessings Arbeit als Bibliothekar. Er hat aus den Beständen der Bibliothek publiziert und dafür eigens das Organ »Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel« gegründet, das zur Keimzelle des *Fragmente*-Streits wurde. Weiterhin hat sich Lessing recht gewissenhaft, wenn auch einseitig seinen Interessen folgend, um Neuanschaffungen gekümmert, und er ging mit großer Gründlichkeit Anfragen von Gelehrten nach (Reifenberg, B 3: 1995, 54–91). Und wie jeder Bibliothekar hat er ungerne Bücher weggegeben; dazu bedurfte es oft dezidierter Anweisungen des Herzogs, die er nur zögernd erfüllte (Ba 11.2,34; 95; 117), während er andererseits im weiteren Bekanntenkreis sehr großzügig und ungeordnet aus den Beständen verliehen hat.

Neben den beruflichen Erfahrungen stehen die persönlichen Kontakte. Lessing klagt über seine Vereinsamung im Wolfenbütteler Jahrzehnt. Aber auf der anderen Seite pflegt er einen intensiven Briefverkehr (Kiesel, Ba 12,393 f.) und gewinnt in Braunschweig neue Freunde. Die Beziehungen zu Nicolai schlafen langsam ein, obwohl der Kontakt nie ganz abgebrochen wird; mit Mendelssohn bleibt der Brief- und der Besuchskontakt etwas intensiver erhalten, und der

Briefwechsel mit dem Bruder Karl, einem nicht unwichtigen Vertreter der Berliner Aufklärung, nimmt zu (Kiesel, Ba 11.2,855 f.). Mit ihm erörtert Lessing am intensivsten seine eigenen Pläne und Arbeiten. In Braunschweig gewinnt er den Professor Johann Joachim Eschenburg – der in diesen Jahren Shakespeare übersetzte – und das Philologen-Ehepaar Ernestine Christine und Johann Jakob Reiske als neue Freunde, mit denen er aber kaum intellektuelle Angelegenheiten diskutiert. Seit 1778 tritt Elise Reimarus, die Tochter des »ungenannten« *Fragmente*-Verfassers Reimarus, stärker in seinen Horizont; sie wird die wichtigste Korrespondentin der beiden letzten Lebensjahre.

In diese Jahre fällt eines der dunkelsten Kapitel von Lessings Biographie. Sein Verhältnis zu seiner Familie wie zur Institution »Familie« überhaupt war stets gebrochen (Steinmetz, B 3: 1977a, 213–217). Nur mit dem elf Jahre jüngeren und damit jüngsten Bruder Karl hält er zeitlebens freundschaftlichen Kontakt, der sich aber mehr der gemeinsamen Sache der Aufklärung als den familiären Banden verdankt. Das Verhältnis zum Vater erscheint dagegen ambivalent – die rund dreißig erhaltenen oder erschlossenen Briefe zeugen von dem Bewusstsein, den beruflichen Erwartungen des Vaters nicht entsprochen zu haben, und von einem Bedürfnis nach Rechtfertigung. Lessing schreibt in den Briefen kein Wort, das die Unbotmäßigkeit eines Sohnes anklingen ließe. Nach dem Tod des Vaters am 22. August 1770 – also bald nach des Sohnes Bestallung zum Bibliothekar – nimmt der Briefwechsel mit der Kamenzer Familie jedoch eine unschöne Wendung, die in der Lessing-Forschung unbeachtet geblieben ist. Der Briefwechsel zwischen Lessing und der Mutter Justina Salome sowie der Schwester Dorothea gehören zu den unerfreulicheren Episoden in der Geschichte der deutschen Briefkultur. Dass sie so wenig beachtet wurde, hängt sicher mit dem Bemühen zusammen, Lessings Bild für die Nachwelt nicht allzu sehr zu trüben, aber auch mit einer Editionspraxis, die den Briefpartnern

Lessings, bis zur Ausgabe Kiesels, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Nach dem Tod des Vaters bleiben die Schwester und die Mutter in finanziell äußerst beengten Verhältnissen zurück und sind auf Hilfe durch die Brüder und Söhne angewiesen. Der Älteste hat sich den Hilferufen der Mutter und Schwester nicht nur weitgehend verschlossen, sondern auch einen großen Teil der Briefe unbeantwortet gelassen. Die Lessing-Forschung hat sich daran gewöhnt, den ersten erhaltenen Brief Lessings – er war an seine Schwester gerichtet – als frühes Beispiel für stilistische Einsichten des fast noch kindlichen Lessing zu lesen. Sie hat es aber versäumt, die späten Briefe der Schwester und der Mutter und die ausbleibenden Antworten des Bruders in ihre Erwägungen einzubeziehen. Dass Lessing auch nach seiner Bestallung als Bibliothekar stets in Schulden steckte, ist bekannt; seinen Möglichkeiten zur finanziellen Hilfe waren also in der Tat Grenzen gesetzt – wenn auch vielleicht nicht so enge, wie er behauptet. Vor der Berufung nach Wolfenbüttel schreibt er dem Bruder: »Das Herz blutet mir, wenn ich an unsere Eltern denke. Aber Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, Ihnen ganz helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unserer ganzen Familie ist. Denn der Ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig; und ich stecke bei dem Mangel des Notwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren« (Ba 11.11,616 f.).

Dass er aber buchstäblich jahrelang Hilferufe aus Kamenz unbeantwortet lässt, ist kaum erklärlich. Die Mutter schreibt im Juli 1774, dass sie seit über zwei Jahren keine Nachricht mehr von ihm bekommen habe, und fordert ihn auf, die versprochene Hilfe nicht zu vergessen: »Ich bitte dich daher mein Lieber Sohn, laas dich durch diesen meinen Brief bewegen denn ich binn in gröster verlegenheit und weis keinen Rath wie bezahlt soll werden und wofon ich leben soll ich hoffe alles gutte die Ehre deines Vaters und die Noht deiner Mutter und Schwester wirstu dir doch zu

Hertzen gehn laßen und nach deinen versprechen thun was dir möglich ist« (Ba 11.2,660; auch 489 f.). Auch dieser Brief bleibt unbeantwortet. Erst im Juli 1776 schreibt er nach den bitteren Vorwürfen der Schwester und legt zehn Louisdor – also 50 Taler – bei, nachdem er offensichtlich zuvor über Dritte etwas Geld übermittelt hatte. Der Dankesbrief der Mutter folgt auf dem Fuße.

Es ist euphemistisch, angesichts dieser Situation festzustellen, dass Lessing mit Mutter und Schwester »nur vereinzelt Briefe« wechselt und dies auf das »ungeheure (und durchaus empörende) Bildungsgefälle« zurückzuführen, das die beiden Frauen von Lessing trennt und es ihnen unmöglich macht, ihm »ebenbürtig« entgegenzutreten (Kiesel, Ba 12,394). Empörend sind an diesem Briefwechsel durchaus andere Aspekte; und sie sind nicht mit dem Verdikt Erich Schmidts abzutun, der die Mutter wegen ihrer christlichen Geduld lobt und der Schwester vorwirft, »durch unbilliges, liebloses Nörgeln und Schmähen die Brüder Gotthold und Karl zu erbittern« (B 3: 1899, 2,157). Denn dabei ging es nicht nur um Geld. Die Mutter hatte Lessing nach dem Tod des Vaters gebeten, wie üblich einen Lebenslauf zu verfassen und drucken zu lassen, wozu er unter allen Brüdern – da hatte sie gewiss Recht – am geeignetsten sei. Nach einigem Zögern hatte Lessing das Versprechen dazu gegeben, es aber nie eingelöst – trotz allen Drängens der Mutter und der Schwester, die das Andenken des Vaters beschmutzt, das Ansehen der Familie bedroht und sich selbst dem Spott in Kamenz ausgesetzt sahen (Ba 11.2,221; auch 61 und Kommentar 892). Obwohl und weil Lessing – anders als die schließlich ausgesprochen zornige Schwester – in den Briefen nie den Ton höflicher Konventionalität verlassen hat, zeigt dieser Briefwechsel das höchst problematische Verhältnis, das er zeitlebens zu seiner Familie und seinem Herkunftsort pflegte.

Auf der anderen Seite entwickelt sich in der gleichen Zeit eine intensive Beziehung zu Eva König, die eine einschnei-



Eva Lessing, geb. Hahn, verw. König
Gemälde von Georges Desmarées